



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Bakchen und Thyrosträger : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Bakchen und Thyrsosträger.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Das Recht der Übersetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.



it diesen Worten hatte Flörchen Ephraim sachte an der Hand gezogen, und ehe er wußte, wie es geschah, hielt er ihre Gestalt umschlungen und preßte seine Lippen auf den roten Mund des philosophischen Mädchens, welches, wie es Ephraim vorkam, aus dem Grunde eines gesunden Busens alle Weisheit der Weisen schöpfte.

Wenn jemand den guten Ephraim zu einer hübschen hellen Morgenstunde in ein metaphysisches Gespräch gezogen und ihn gefragt hätte, was er wohl für das größte Unglück hielte, so würde er gewiß den Verlust der klaren Überlegung und das Versinken der Vernunft in den Wogen der Lust für ein solches erklärt haben. Aber jetzt, wo ihm unter Flörchens Küßsen und in ihren weichen Armen dies in der That begegnete, hatte er durchaus nicht die Empfindung, es widerfahre ihm ein großes Unglück. Es ging ihm in Wirklichkeit so, daß gleichsam alle Bande seines Individuums sich lösten, so wie im Angesicht des Magnetberges die eisernen Nägel und Klammern davonsflogen, welche Sinbad des Seefahrers Schiff zusammenhielten. Und so wie aus den weichenden und auseinanderfallenden Planken des Schiffes die Bemannung in die Fluten der unergründlichen See glitt, so versank auch Ephraims Seele in Liebe, während alle Verstandesnägel und logischen Klammern davonsflogen.

In zärtlichem Gespräch, das oft durch eine Flut von Küßsen unterbrochen ward, ohne dadurch an Zusammenhang irgend etwas zu verlieren, saßen sie enge aneinandergesüßt und innig umschlungen in der dunkeln Rosenmische unter dem alten braunen, heimlichen Dache. Ihre goldigen Locken überfluteten seine Stirn und sein kurzes schwarzes Haar, seine Lippen brannten auf ihren Wangen, ihren Augen, ihrem Halse und auf ihren Händen, die in tändelndem Spiele die seinigen zu fesseln suchten.

Inzwischen gingen aber die Ereignisse im Hause ihren Gang weiter und litten es nicht, daß die beiden auf ewig ungeteilt dort oben sitzen blieben. So

interessant auch der Fuchs war und so lange Zeit es in Anspruch nahm, eine genaue Besichtigung der Hintergebäude mit dem Pferde-, Kuh- und Hundestall zu halten und zur Probe des neuen Gewehrs nach der Scheibe zu schießen, endlich kam doch die Zeit des Abendessens heran, und die Frau Försterin beschloß ihre geschäftige Thätigkeit in Küche und Keller damit, daß sie vor dem Hause, wo die letzten Strahlen der Sonne den Platz erhellten, die Abendtafel decken ließ.

Mit heller Stimme rief sie ihre Gesellschaft zusammen, und ihr Ruf scheuchte das Liebespaar aus seiner glücklichen Einsamkeit auf der nun schon dunkelwerdenden Galerie empor. Kein Forscherauge und keine indiscrete Frage behelligte die schüchtern herabsteigenden an diesem glücklichen Erdenfleck. Die Frau Försterin war viel zu sehr von den Sorgen der Wirtschaft in Anspruch genommen, um sich darüber zu grämen, daß etwa hinter ihrem Rücken zwei junge Leute sich küßten, der Förster hatte zu viel mit seinen Jagdburschen, Pferden und Hunden, sowie mit der Unterhaltung seiner vernünftigen Gäste zu thun, die junge Welt aber freute sich ihres Lebens ohne den Genossen die Freude zu verderben, denn gemerkt haben mußten sie wohl Flörchens Zurückbleiben und Ephraims Verschwinden.

Der weiß gedeckte Tisch vor dem Hause trug herrliches braunes Landbrod, frische gelbe Waldbutter, dampfende Eierkuchen, rosigten Schinken mit weißem Saum auf Petersilie gebettet, kalten Rehrücken, eingemachte Früchte und frisches Obst, dazu den in großen Gläsern hell schimmernden Wein aus des Försters eigenem Weinberg, der bei den Kennern der Gegend in gutem Rufe stand als herzerwärmend, belebend für das Gehirn und von erfreulicher Wirkung auch für den kommenden Tag.

Es war noch hell genug, um deutlich sehen zu können, wie gut all die Dinge aussahen, die so gut schmeckten, und doch verlich der abendliche Schatten dem Mahle schon jenen traulichen Reiz, den der strahlende Mittag nicht leidet. Ephraim saß Flörchen gegenüber und fühlte sich ganz selig. Jede ihrer Bewegungen, jeder ihrer Blicke war für ihn bestimmt. Sie lächelte zu ihm herüber, wenn sie ihr Glas erhob, und er wußte, sie trinke auf sein Wohl. Der Abendwind trieb ein paar Härchen auf ihrer Stirn zerstreut umher, und er fühlte in seinen Fingerspitzen das Vergnügen, mit diesen Löckchen zu spielen.

Zuerst war er ganz still und noch wie verloren in der Erinnerung an das genossene Glück, aber bald hoben der Zauber der Umgebung und das siegreiche Selbstbewußtsein seine Geister zu lebhafter Unterhaltung empor, der gute Einsiedelberger im Glase belebte seine Zunge, und er ward wieder, wie an dem Abend auf dem Speierer Hof, der munterste Gesellschafter. Weder der witzige Student noch der schlaubedächtige Gmelin konnten ihm die Stange halten in scherzhaften Erzählungen und kühnen Wendungen, so daß man sich von neuem wunderte über den geistreichen Menschen, der vor ein paar Stunden wie ein rechter Tropf beim

Wein gefessen hatte, ohne mehr zu thun als die Lippen nur zu nezen, simpel in seiner Rede.

Und dann ward es Zeit aufzubrechen.

Die beiden Fräulein Gmelin wählten verständnisinnig zu ihren Rittern Herrn Gmelin und den Studenten; so machte es sich von selbst, daß Ephraim für Flörchen sorgte. Man ging in das Zimmer, um Tücher und Schirme zu holen, und Ephraim zeigte sich höchst gewandt. Er fand Flörchens leichtes Tuch im Dunkeln, und als er es um ihre Schultern schlang, that er es so sorgsam, daß Flörchen Zeit und Gelegenheit fand, den schlanken Hals zu drehen und ihm über die Schulter ihre Lippen zu bieten.

Man dankte herzlich für die freundliche Bewirtung und schüttelte dem Herrn Förster und der Frau Försterin kräftig die Hand. Man sang schon leise im Fortgehen, die Hunde bellten dazu, und die laue Waldluft strich lockend um das alte braune gastliche Haus, als die drei Paare Arm in Arm die Schwelle überschritten.

Flott und frisch ging der Marsch thalwärts nach Heidelberg, und es war bewunderungswürdig, daß Ephraim und Flörchen auf dem oft völlig dunkeln Wege über keine der Baumwurzeln stolperten und keinen Abhang hinabfielen.

Freilich stützten sie einander, eng an einander gelehnt, und Gros schützte sie.

Siebentes Kapitel.

Im Schoße der glücklichen Familie.

Sage mir, mit wem zu sprechen
Dir genehm, gemüthlich ist:
Ohne mir den Kopf zu brechen,
Weiß ich deutlich, wie du bist.

Die Gemahlin des Reichstagsabgeordneten und Präsidenten Irwisch hockte in einem alten lilaseidenen Kleide, welches sie als Morgenrock abzutragen beabsichtigte, auf einem alten, abgeschabten ziegelroten Sopha und rechnete in einem großen Wirtschaftsbuch, welches vor ihr auf dem Kaffeetische lag. Die gelben Bänder einer alten Staatshaube fielen von ihrem unfrisirten Haupte auf die mit Zahlen bedeckten Blätter herab.

Ihr gegenüber saß ein schönes, schlankes junges Mädchen, dessen aufrechte Haltung und sorgfältiger Anzug zu dem nachlässigen Wesen der Mutter in auffallendem Gegensatz stand. Sie hatte einen feinen Kopf von zarten Gesichtsfarben, mit großen schwarzen Augen, schön geschwungenen Augenbrauen, reizendem Munde und mit schön geflochtenem und emporgethürmtem schwarzen Haar. Ihre Bewegungen waren ruhig und grazios, ihr ganzes Wesen machte den Eindruck einer klugen, gut erzogenen jungen Dame.

Aber nicht nur zwischen Mutter und Tochter war ein Kontrast, sondern eine Art von Disharmonie schwebte auch über dem Gemache, eine Disharmonie der Farben und Formen. Das Zimmer war groß und hoch, auch schön decorirt. Es hatte Parketfußboden, Stuckdecke und grüne Sammettapeten. Dagegen war es mit den verschiedenartigsten Möbeln ausgestattet, und diese Möbel waren alt, schäbig und zum Teil schadhast, so daß es aussah, als wären sie aus einer Trüdelbude ohne Wahl hierher versetzt, während sie doch von Frau Irwisch aus ihrer früheren Einrichtung aufbewahrt und hartnäckig gegen die Angriffe des auf Stil bedachten Baumeisters verteidigt worden waren. Die Stühle waren zum Teil mit blauem Tuch, zum Teil mit rotem Sammet überzogen, die einen von Mahagoni-, die andern von Nußbaumholz. Eine schwarze Kommode mit weißen Säulen und Schlüsselöchern stand unter einem Spiegel mit goldenem Rahmen, zwischen einem gelbseidenen schmutzigen Lehnstuhl und einem mit Ephen bewachsenen, aus Eichenholz geschnittenen Blumentisch, der ein Aquarium ohne Fische und mit trübem Wasser trug. Die gestickten Vorhänge waren zerrissen und schmutzig, der Teppich unter dem Tische fleckig und verblaßt, und alle diese Unordnung und Unsauberkeit trat um so beleidigender hervor und sah um so erbärmlicher aus, als das Zimmer selbst durch Spiegelscheiben ein glänzendes Licht empfang.

Aber Frau Irwisch weilte in diesem Gemach am liebsten, viel lieber als in den übrigen eleganten und stilvoll möblirten Räumen des großen schönen Hauses, welches ihr Mann gegen ihren Wunsch gekauft hatte. Sie fühlte sich wunderlicher Weise inmitten dieser zusammengestoppelten alten und unsauberen Einrichtung wohl, wie sie sich auch nur in solchen Anzügen wohlfühlte, die weder durch Eleganz noch durch Neuheit geeignet waren, sie über die Werkeltagsstimmung emporzuheben. So stark war bei ihr die Macht ärmlicher Jugendgewohnheit und eines Naturells, welches solcher Gewohnheit entgegenkam. Glanz und Licht und Harmonie waren ihr so angenehm und erfreulich, wie sie etwa einer Fledermaus sein mögen.

Frau Rahel hatte eine instinktive Abneigung gegen allen Schein und Flitter und eine Liebe für das Kleine und Geringe, dazu ein ebenso instinktartigtes Gefühl des Unbeständigen eines durch Spekulation erworbenen Reichthums. Es war aber einer der Widersprüche ihres Charakters, der aus seinem natürlichen Geleise durch die Macht der äußern Verhältnisse herausgezogen ward, daß sie bei aller ihrer Anspruchslosigkeit die höchste Achtung vor dem Reichthum hegte. Zu gleicher Zeit führten ihr scharfer Verstand und ihre große Gutmütigkeit sie dahin, sich für geistige Interessen mehr zu erwärmen als für gesellschaftlichen Glanz und dem armen Volke zugethan zu sein, während sie dabei ängstlich das häusliche Budget überwachte und ihre Kinder für hohe Lebensstellungen zu erziehen bestrebt war. Sie studirte Robbertus, Malthus und Adam Smith, die sie durch ihren gelehrten Bruder kennen gelernt hatte, und achtete weder auf

die Flecken im Teppich, noch auf die Löcher im Vorhang, noch auf ihre eigne Toilette, die stets ein Muster von Ungeschmack war. Wenn ihr Gatte, wie er wohl einige Male gethan, sich erbot, die alten Möbel fortschaffen zu lassen und eine elegante Einrichtung zu bestellen, so behauptete Frau Rahel Irrwisch, daß er ein kurzsichtiger Verschwender sei, der sein Geld in kostbare und überflüssige Dinge stecke, anstatt es für künftige Zeiten zu sparen, und niemals anerkenne, welcher Segen für ihn eine Frau sei, welche zu sparen wisse, welche nicht gleich so vielen andern Frauen in Sammt, Gold, Spitzen und Diamanten, sowie in phantastischer Ausstattung ihrer Zimmer ein Vermögen vergeude, sondern bescheiden und einfach sich mit einer Garderobe und Einrichtung begnüge, die kaum der einfachsten Handwerkerfrau anständig erscheine.

Gegewärtig war Frau Rahel damit beschäftigt, nach dem Ausweise ihres Wirtschaftsbuches die Bestände ihrer Speisekammer zu kontrolliren und nebenbei scharfe Blicke auf ihrer Tochter Anzug zu werfen.

Weshalb trägst du dein gutes schottisches Morgenkleid im Hause, Sylvia? fragte sie.

Fräulein Sylvia heftete einen gleichgiltigen Blick ihrer klugen schwarzen Augen auf ihrer Mutter Gesicht, fuhr fort an ihrer Stickerei zu arbeiten und sagte mit spitzem Ton: Meinst du, ich sollte es auf der Gasse tragen? Oder auf dem Subskriptionsball?

Die Mutter seufzte und schwieg eine Weile, fing dann aber, nachdem sie berechnet hatte, wie viel Geld sie im Laufe des Monats für Eier ausgegeben, eine neue Klage an.

Es geht nicht mehr so im Hause, sagte sie, die Verschwendung ist zu groß. Ich begreife nicht, wie es möglich ist, daß nur noch eine Mandel Eier da sind. Wer ist sie nur? Sollten die Domestiken Nachschlüssel zur Speisekammer haben?

Wiemlich lange hörte Sylvia dieser noch weiter ausgesprochenen und von Seufzern unterbrochenen Rede zu, ohne ihrerseits ein Wort hinzuzuthun. Dann aber sagte sie in ruhigem Tone: Ich begreife nicht, Mutter, wie du so sein kannst. Du weißt recht gut, daß bei einem Haushalt wie dem unsrigen sich die Ausgaben nach Tausenden bemessen und notwendig bemessen müssen, und daß es dabei auf ein paar hundert Thaler, die erspart oder mehr ausgegeben werden, gar nicht ankommt. Und dabei wirst du nicht müde, immer wieder über zehn Pfennige zu jammern und zu stöhnen. Wir haben fünf Domestiken, und das ist auch für dies Haus nicht zu viel, eher zu wenig. Wie kannst du nur auf die Idee kommen, dabei die Eier zu zählen? Was ist die Folge von dieser Sparsamkeit am unrechten Fleck? Unsere Domestiken laufen alle Quartale davon, und die neuen sind immer schlechter als die alten. Du sparst am Essen und Trinken, und die Folge davon ist, daß Papa kaum einmal in der Woche zu Hause ist. Du sparst fünf Groschen, und Papa dinirt während der Zeit auswärts für fünf Thaler.

Frau Rahel ward durch solche Bemerkungen ihrer Tochter sehr betrübt. Sie fühlte deren Unkindlichkeit tief, hatte aber nicht die Energie, ihr in der rechten Weise entgegenzutreten. Sie hegte eine gewisse Verehrung ihrer eignen Kinder, weil diese viel gebildeter seien als sie selbst, und hatte besonders vor Sylvias Eleganz und sicherer Haltung eine gewisse Scheu. Nur zu Zeiten brach wohl ihr Arger durch, und so auch jetzt.

He he! sagte sie, du willst ja hoch hinaus, mein Püppchen. Das wird dir schon gezeigt werden, wenn du erst deinen lieben Eduard bekommen hast und Frau Architektin Frank bist, was ich dem armen hübschen Jungen freilich gern noch recht lange ersparen möchte.

Sylvia zuckte die Achseln.

Frau Rahel war übrigens heute in guter Laune, denn es war der Tag, an welchem ihre Schneiderin kam. Solcher Tage gab es in jeder Woche einen.

Frau Rahel pflegte schon am Abend vorher, noch mehr aber an dem Morgen selbst, wenn die Schneiderin erwartet wurde, sehr zu klagen, was für eine arme und vielgeplagte Frau sie sei, daß sie es notwendig habe, die wenigen Kleider, die sie trage, selbst zu machen und nur mit Hilfe einer ungeschickten Person, der sie alles erst zeigen müsse und die doch nichts recht mache. Sie müsse alles wieder auftrennen und noch einmal nähen, wenn die Person fort sei, und das sei schlimmer als wenn sie selbst gleich alles gemacht hätte. Andre Frauen hätten es besser. Sie glaube nicht, daß irgend eine andre Dame in ihrem Alter und von ihrer Stellung so bescheiden sei. Von ihren Bekannten wenigstens wisse sie niemanden. Andre Damen pflegten sich, wenn sie ein neues Kleid brauchten, an ein Konfektionsgeschäft zu wenden und es sich zu bestellen. Die hätten es freilich bequem.

Schon seit langen Jahren hatte Herr Irrwisch es aufgegeben, auf diese Vorwürfe, welche sich an seine Adresse richteten, etwas zu antworten. Höchstens nickte er mit dem Kopfe. Denn er wußte seit langen Jahren, daß er nichts, gar nichts vorbringen konnte, was nicht seine Lage verschlimmert hätte.

Zu Anfang hatte er in seiner Unschuld wohl erwiedert, seine Frau möge doch auch in ein Konfektionsgeschäft gehen. Er wolle gern alle Unkosten tragen.

Aber das war ein ganz thörichtes Anerbieten, denn niemals hätte sich Rahel entschlossen, auch so leichtsinnig und verschwenderisch zu wirtschaften wie ihr Mann.

Später hatte er wohl geantwortet, sie möchte eine geschickte Schneiderin engagiren, deren Arbeit sie nicht wieder aufzutrennen habe.

Aber dieser Vorschlag war auch nicht das Richtige und war ein Schlag ins Wasser gleich dem andern.

In Wahrheit nämlich waren die Zusammenkünfte mit der Schneiderin ein Bedürfnis und ein Genuß für Frau Rahel, und ihre Klagen darüber waren nur eine Verfeinerung ihres Vergnügens.

Die Schneiderin war die einzige Seele auf Gottes Erdboden, zu der sich

Frau Rahels Seele in aufrichtiger Sympathie hingezogen fühlte. Sie war eine Freundin seit vierzig Jahren, ein kleines kümmerliches, niedriges, bescheidenes, beschränktes Wesen, dem gegenüber Frau Rahel sich groß, schön und vornehm vorkam, und deshalb war sie unentbehrlich. So lebte sie denn auch fast ganz von den Geschenken, welche Frau Rahel ihr in Geld oder Naturalien zukommen ließ und bei denen sie ihren Geiz völlig bei Seite setzte. Frau Rahel fand kein Wesen sonst unter allen menschlichen Gebilden, welches, ihr gegenüberstehend, ihr Selbstgefühl zu erhöhen instande gewesen wäre, deshalb war das kleine häßliche Geschöpf köstlich für ihre Augen. Auch stammte diese Freundschaft noch aus einer Zeit, welche Frau Rahel im Dufte der Erinnerung erschien, aus jener Zeit nämlich, wo sie noch ledig und ihrem Vater im Aufstuzen alter Kleidungsstücke für sein Trödelgeschäft behilflich gewesen war. Damals hatte sie mit der Nachbarin Scheindl Beitel intimen Umgang gehabt, und das Gedenken an die alten Geschichten der damaligen Zeit bildete den Kitt für ein Bündnis, welches der einzige Lichtpunkt in der jetzigen Epoche unbehaglicher Vornehmheit war.

Frau Rahel hatte jetzt sehr feinen Umgang. Abgeordnete, Beamte, Künstler, Gelehrte und Offiziere besuchten die Gesellschaften, welche der Millionär gab. Aber in alledem, was sie mit diesen Leuten und deren Frauen und Töchtern sprechen konnte, war wenig Erquickung für die arme Seele. Das einzige Scheindl Beitel allein barg in sich mehr geselligen Reiz als diese ganze Gesellschaft, welche nach Frau Rahels Meinung von Nationalökonomie nichts verstand, für die armen Klassen nur Phrasen hatte und überhaupt geziert und affectirt war.

Der erwartete Besuch von Scheindl Beitel, mit welcher sie in dem unharmonisch ausgestatteten Zimmer einen traulichen Tag beim Nähen eines dunkelblauen seidenen Staatskleides mit rotem Besatz zubringen wollte, belebte Frau Rahel heute Morgen zu einer mehr als gewöhnlich eindringlichen Ermahnung Sylvias hinsichtlich der Tugenden Sparsamkeit und Bescheidenheit.

Aber der Eindruck ihrer Worte auf Sylvia war sehr gering und jedenfalls nicht der beabsichtigte. Sylvia wußte selber ganz genau, was sie wollte und war durch anderer Leute Meinung nicht von ihrer eignen Ansicht abzubringen. Ihre schönen dunkeln Augen hefteten sich mit dem Ausdruck kalter Verachtung auf der Mutter Gesicht, und sie erachtete es nicht der Mühe wert, ferner zu antworten.

Sylvia hatte Gesangunterricht und seit einigen Wochen auf Anraten ihres Arztes wegen einer unbedeutenden Heiserkeit angefangen des Morgens ein mit Zucker und Madeira gerührtes Eidotter zu essen. Das war ein Dorn in den Augen der Mutter. Jeden Morgen gab es einen kleinen Zwist über dies Viderungsmittel, denn Frau Irrwisch wollte den Schlüssel zur Speisekammer nicht hergeben, in welcher die kostbaren Ingredienzen aufbewahrt wurden. Sie glaubte durch ihren immer wiederholten Widerstand die Tochter schließlich ermüden zu können. Sie behauptete, das gerührte Ei sei schädlich für den Hals, sie behauptete, der

Arzt verstünde nichts davon, sie erklärte, daß sie selbst niemals so etwas gegessen und doch niemals an Heiserkeit gelitten habe. Aber Sylvia war von ihrem eignen Fleisch und Blut und hatte die Zähigkeit der Mutter in vollem Maße geerbt. Je mehr Hindernisse ihrem Genuß in den Weg gelegt wurden, desto mehr ward sie darauf erpicht, und sie ließ nicht davon ab, immer wieder ihr Ei zu verlangen. Dieser kleine Krieg entbrannte auch heute wieder und endete mit dem Siege Sylvias. Frau Irwisch zog den Schlüssel aus der Tasche, übergab ihn der Tochter mit der Ermahnung, ihn gleich wiederzubringen, und diese entfernte sich.

Frau Irwisch aber stützte verdrießlich ihren Kopf auf die Hand.

Da trat Scheindl Beitel ein und wünschte mit ihrer dünnen Stimme einen guten Morgen.

Frau Irwisch hob die Augen auf, nickte zum Gruß und betrachtete die Freundin, wie sie hustend herumschlich, sich stöhnend auf den ihr seit Jahren angewiesenen Sitz, den gelbseidenen Lehnstuhl am Fenster, setzte und einen Korb auszupacken anfang, den sie unter dem Mantel hervorgezogen hatte und der allerhand Flicker und Proben und Schnitte und Eckchen Band und Spitze, Nadeln, Fingerhut, Scheere sowie viele andre Dinge beherbergte, welche sterblichen Augen verborgen blieben.

Als Frau Rahel Irwisch diese abgemagerte, zahnlose, zusammengekrümmte Figur eine Zeit lang betrachtet hatte, die mit spitzen Fingern in dem Kram ihres Korbes wühlte und einen großen, mit blauem Tuch überzogenen Mähstein hervorholte, wie sie in längst vergangnen Zeiten üblich waren, heiterte sich allmählich ihr Gesicht auf, und sie begann zu sprechen.

Es ist doch schön, wenn man reich ist, Scheindl, sagte sie.

Ja, das ist sehr schön, sagte die alte Schneiderin mit einem Seufzer.

Ich kann alles haben, fuhr Frau Rahel fort, alles was ich mir wünsche, denn wir haben das Geld dazu.

Ja ja, sagte Scheindl, noch tiefer seufzend.

Mein Mann hält mir eine Equipage, sagte Frau Rahel, und wenn ich wollte, könnte ich vierspännig fahren. Wir haben sehr schöne große Pferde, nicht so eine kleine rauhe Katze wie dein Onkel Ibig hatte, um Knochen und Lumpen in der Stadt zusammenzufahren, sondern blanke Tiere mit langen Beinen.

Ich möchte nichts mit so großen Tieren zu schaffen haben, sagte die alte Schneiderin kopfschüttelnd.

Ja, du! entgegnete Frau Rahel geringschätzig. Das ist auch nur etwas für vornehme Leute.

Ach, du lieber Gott, ja!

Wir reisen diesen Sommer ins Bad, fuhr Frau Irwisch fort, in ein großes, elegantes Bad. Dazu muß ich noch mehrere Kleider haben, für die Promenade und für die Table d'hôte und für die Soireen.

Scheindl Weitel hörte ruhig alles an, dies und noch vieles andre, was Frau Rahel von ihren Absichten erzählte. Seit langen Jahren war sie gewohnt, derartige Erzählungen anzuhören. Frau Irwisch wollte jeden Sommer ins Bad reisen, jeden Herbst an die See gehen, jeden Winter eine Loge im Theater nehmen und sprach stets von den neuen Kleidern, die sie dazu nötig hätte. Scheindl sagte immer ja und that immer, als ob sie es glaubte, obwohl sie ganz genau wußte, daß Frau Rahel niemals weder ins Bad, noch an die See ging, niemals das Theater besuchte, niemals in ihrer Equipage fuhr, daß sie sogar sich vor der Eisenbahn fürchtete und fest überzeugt war, der Zug werde umverfen, wenn sie ihn bestiege, sondern Jahr aus Jahr ein zu Hause hockte in derselben trübseligen, verdrossenen Weise, als hätte sie von ihrem Reichtum, mit dem sie sich brüstete, gar nichts befaßt, sondern sei dazu verdammt gewesen, außer ihrer trüben Gemüthsart auch noch die Last der Armut zu tragen.

Scheindl wußte das und Rahel wußte das, aber sie fanden eine Art von Genuß darin, vor einander Komödie zu spielen und sich etwas vorzullügen, gleich als wären sie nicht ein paar alter Weiber gewesen, auf deren Thun und Lassen niemand Wert legte, sondern ehrgeizige und angesehene Leute.

Inzwischen trat Sylvia ein, mit hochmütigem Kopfnicken der kleinen Schneiderin demütigen Gruß erwidern.

Wo ist der Schlüssel? fragte Frau Rahel.

Bah, dein langweiliger Schlüssel, entgegnete Sylvia ärgerlich.

Gleich giebst du mir den Schlüssel!

Er steckt! Es ist ja wohl ganz gleichgiltig.

Aber Frau Rahel fand es nicht gleichgiltig, und Sylvia mußte endlich gehen, ihn zu holen.

Sie kam mit heftigem und schnellem Schritt zurück, warf ihn der Mutter mit verächtlicher Geberde vor die Füße und ging davon.

Frau Rahel stützte den Kopf wieder auf die Hand und seufzte. Ach, ich habe solche Kopfschmerzen, sagte sie nach einer Weile, als Scheindl teilnehmend fragte, ich leide so viel an Kopfschmerzen, und meine Nerven sind so furchtbar leidend.

Wir geht es auch so, sagte Scheindl tröstend, wie mir zuweilen die Nerven im Kopfe weh thun, das glaubt gar kein Mensch.

Lieber Gott, dachte Rahel, du! Wie es dir geht, darauf kommt doch nun gar nichts an.

Frau Rahel hegte eine unfägliche Geringschätzung der Armut und glaubte, daß ein mit Armut behafteter Mensch alle andern Leiden der Welt mit in den Kauf nehmen müsse, ohne sich darüber beklagen zu dürfen. Aber sie war auch wieder so gutherzig, daß sie Scheindl einen kleinen Trost bringen wollte. Sie holte eigenhändig eine Tasse Bouillon, kalten Braten und ein großes Glas voll des vielumstrittenen Madeira für die alte Schneiderin herein.

Mit dem Herzen liebte sie die Armen, aber mit dem Kopfe verachtete sie die Armut. In diesem Gefühl mißachtete sie auch ihren Bruder, den Doktor der Philosophie Stahlhardt, und dessen ganze Familie. Ja sie mißachtete in diesem Gefühle auch ihren eignen Mann. Sie konnte ihm nicht vergessen, daß er sie geheiratet hatte, während sie arm war. Das war eine solche Thorheit von ihm gewesen, daß sie von dem Augenblicke an kein Vertrauen in seine Klugheit setzte, obwohl er jetzt ein Millionär war.

Mit aller Entschiedenheit widersezte sie sich daher auch der Verheirathung ihrer Tochter Sylvia mit dem mittelloßen Architekten Frank. Sie hatte die Verlobung nicht hindern können, aber sie wollte wenigstens das Unglück einer Heirat verhindern. Sie hoffte, es werde wohl etwas dazwischen kommen, was die Verlobung rückgängig machen würde. Sylvia war ein so kluges Mädchen, daß sie doch endlich zur Besinnung kommen mußte.

Ihr Mann war halb und halb geneigt gewesen, die Verheirathung zuzugeben. Er hatte genug Geld, um seiner Tochter einen guten Zuschuß zu zahlen, ohne darum seine Söhne arm zu machen. Aber Rahel hatte bis jezt durchgesezt, daß er seine Einwilligung bis zu dem Augenblicke verschob, wo Frank ein solche Stellung haben würde, daß er eine Frau ernähren könnte.

Dahin würde es niemals kommen, sagte sich Frau Rahel. Frank war ein so einfältiger Mensch, daß er niemals eine Frau würde ernähren können.

Aber noch ein anderes fiel dabei ins Gewicht und beeinflusste den an Winkeln, Ecken und geheimen Fächern wunderlich reichen Charakter dieser Frau.

Frank, der einfältige Mensch, hatte eine solche herzzgewinnende Unschuld und Offenheit, daß er ihr lieb geworden war, und diese ihre Sympathie mit seiner Natur ging so weit, daß sie ihm das Schickal einer Ehe mit Sylvia ersparen wollte. Sie dachte, daß es kein Paar sei, welches für einander taue, und eine gute Absicht mischte ihrem Handeln einen milden und süßen Geschmack bei. Wenn er es wirklich dahin bringen sollte, Geld zu verdienen, sagte sie sich, so zeigt er dadurch auch, daß er klug genug geworden ist, um es mit Sylvia anzunehmen, und dann mag er sie heiraten. Bleibt er aber wie er ist, ein argloses, gutes Herz, so sollte er mir leid thun, wenn eine solche Zuchrute über ihn käme.

Sie ahnte nicht, wenn sie solchen Gedanken nachhing, daß Sylvia selbst in demselben Sinne thätig war und der Mutter Plan unterstützte, ohne es zu wissen. Sie war sich auch nicht der Wahrheit bewußt, daß der immer das Richtige trifft, der das Gute thut. Inzwischen hatte sie noch ein Thema auf dem Herzen, welches sie vergeblich versucht hatte, mit ihrem Mann zu besprechen, und welches sie nun mit der Schneiderin überlegen wollte.

Scheindl, sagte sie, als die alte Schneiderin ihr Frühstück gegessen hatte, was sagst du denn zu dem neusten Steuerprojekt der Regierung?

Die Schneiderin schüttelte den Kopf. Was sollte ich wohl dazu sagen, erwiderte sie, ich verstehe ja doch gar nichts davon.

Sei nicht so einfältig, sagte Frau Rahel. Ich habe Dir oft auseinandergesezt, was indirekte Steuern sind.

Ach, meine Güte, Rahel, sei nicht so hart mit mir. Was gehen mich die indirekten Steuern an! Ich bezahle ja doch nichts dazu.

Und wenn du dir Kaffee kaufst oder Zucker oder Salz, was thust du denn da? fragte Frau Rahel mit einem mißbilligenden Blick.

Ach, du meine Güte, entgegnete Scheindl, das Bischen, was ich mir kaufe, davon kann wohl nicht die Rede sein.

Frau Rahels Gesicht verzog sich zu einem ironischen Lächeln, und sie blickte stumm und mitleidig eine lange Weile auf die bescheidene kleine Figur.

Schämst du dich denn nicht, Scheindl, so gedankenlos zu sein? sagte sie dann. Wenn nun hier in Berlin neunhunderttausend arme Leute ihren Kaffee, ihr Brod, ihr Salz und so weiter kaufen, und jeder an jedem Tage nur zehn Pfennige mehr bezahlt, sind das nicht täglich neunzigtausend Mark?

Scheindl seufzte. So viele Menschen! sagte sie. Ach, Rachel, so viele Menschen giebt's gar nicht in Berlin.

So viele gäbe es hier nicht? Ich sage dir, Berlin hat mehr als eine Million Einwohner.

Eine Million! sagte die Schneiderin und ließ die Arbeit in ihren Schoß sinken! Eine Million! Aber sie sind nicht arm wie ich. Sie fahren in Equipagen und gehen nach der Mode gekleidet spazieren und fragen nichts nach zehn Pfennigen.

Scheindl! sagte Frau Rachel mit strengem und belehrendem Tone, rede nicht so in den Tag hinein. Wie viel Leute, glaubst du denn, gäbe es hier, die so reich sind wie wir? Es sind höchstens hundert Familien.

Ja ja, entgegnete Scheindl, das ist wahr.

Und wenn es hier tausend Familien giebt, fuhr Rachel fort, die jährlich mehr als zweitausend Thaler zu verzehren haben, so ist es hoch gerechnet.

Ja, ja, das ist wahr.

Und wenn du fünfzigtausend Menschen in Berlin annimmst, die sich in guten Kleidern auf den Straßen sehen lassen und spazieren gehen können, so ist das auch schon hoch gerechnet.

Ja ja, Rachel, das ist freilich wahr.

Sag nicht, daß es wahr ist, Scheindl, wenn du doch nichts davon weißt, bemerkte Frau Rachel tadelnd. Aber merke dir, daß von der Million Menschen, die hier in der Stadt leben, mindestens neunhunderttausend sind, denen die zehn Pfennige täglich sauer werden. Du denkst das nicht, wenn du die Leute elegant einhergehen siehst, weil du nicht darauf achtest, daß es immer wieder dieselben Menschen sind. Es sind immer wieder dieselben Gesichter, die du in den Equipagen siehst. Und es sind auch immer wieder dieselben Herren, die in Hoppegarten reiten und die zu den Wettrennen in Baden-Baden und Homburg und Frankfurt gehen. Wenn du die Zeitung liest, findest du immer Prinz Hatzfeldts braune Stute und Herrn Delschlägers schwarzen Hengst und Tepper-Laskis Fuchs-Wallach. Und wenn du die Heiratsannoncen liest und die Todesanzeigen und die Geburtsanzeigen, liest du immer wieder dieselben Namen. Denn die große Masse redet nicht davon, wenn sie heiratet, oder Kinder geboren werden, und dankt Gott, wenn sie stirbt, aber hat kein Geld, um es in die Zeitung zu setzen. Du denkst, alle Leute gingen ins Theater und Konzert und zu den Wettrennen und zu den Ausstellungen, weil es dort immer voll ist, und du denkst, alle Leute hätten gute Kleider, weil unter den Linden eine Masse eleganter Damen und Herren sich unnütz herumtreiben. Aber es sind nur wenige, und die Masse läßt sich nicht sehen, sondern arbeitet, um nicht zu verhungern. Bei den Steuern aber zeigt es sich. Die Steuereinnahmer wissen besser Bescheid als du, und der Finanzminister auch. Die Masse muß es bringen, und was wir paar vornehmen und reichen Leute dazu beitragen, fällt nicht ins Gewicht. Denn wenn ich auch noch so reich bin, viel mehr Kaffee und Brod und Salz als du, armes Scheindl, kann ich doch nicht verzehren.

Ja ja, entgegnete Scheindl, mehr als dich satt essen kannst du mit all deinem Gelde doch nicht.

Frau Rachel seufzte und schwieg. Das Publikum, dem sie ihre national-ökonomische Vorlesung zuwenden wollte, erschien ihr doch als zu undankbar, und sie lenkte daher das Gespräch ab auf einen Gegenstand, den ihrer Freundin Gehirn besser zu bewältigen imstande war: auf das neu zu machende Gewand.

(Fortsetzung folgt.)